

Lukas Hartmann
Ins Unbekannte

Die Geschichte von Sabina und Fritz

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Mercedes Helnwein, ›Hormones‹
Copyright © Mercedes Helnwein

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
200/22/44/I
ISBN 978 3 257 07205 1

I

Die Ankunft, Zürich,
Psychiatrische Klinik Burghölzli, 1905

Wo war sie denn? Sie wusste es nicht genau. Die Eltern hatten Sabina zu dieser langen Reise genötigt, vor allem die überbesorgte Mutter, der Vater schwieg und wich Sabinas Blicken aus. Er hatte ein schlechtes Gewissen, und das geschah ihm recht. Sie war ja kein Kind mehr, sie war eine junge Frau. Man durfte sie nicht so brutal behandeln, nie hätte er sie, als sie jünger war, im Beisein der Brüder mit Rutenhieben auf den nackten Hintern bestrafen dürfen. Sie musste sich danach vor ihnen verbergen, sich irgendwo in ihr drin verkriechen, und wenn man sie herauslocken wollte, wehrte sie sich mit aller Kraft, sie schrie, schlug um sich, egal, ob eine Berührung sanft war oder grob. Man brachte sie schon in Rostow zu Ärzten, schob sie in weiß gestrichene Räume hinein, sie hörte die Mutter weinen, den Vater schwer atmen. Man legte sie auf eine Couch, es waren mehrere Hände an ihr, sie stieß sie weg, man band sie fest, Gesichter über ihr, die sie nicht kannte und verscheuchen wollte, sie lachte alle aus, mit Absicht schrill und theatralisch, und das galt als Krankheitssymptom, ausgerechnet bei ihr, die Ärztin werden wollte, sie hatte doch schon, zum Entsetzen der Mutter, kranke Pup-

pen aufgeschnitten und wieder zusammengenäht. Dann wurde der Familie von Verwandten geraten wegzufahren, weit weg, dorthin, wo das medizinische Niveau höher war als in Russland, in eine Schweizer Klinik, in der man sich auch um das Seelische kümmere, sagte die Mutter, die ja selbst Zahnärztin war. Sabina sprach fließend Deutsch, aber der Ort, zu dem sie nun in der Mietkutsche fuhren, hieß Burghölzli, das Wort verstand sie nicht, und weil ihr der Klang so drollig erschien, fügte sie sich und ließ sich in das abweisend wirkende Gebäude hineinbegleiten.

»Ich werde nichts schlucken, nichts trinken«, sagte sie sehr laut, »und ich will keine Spritze.«

»Ach Gott«, seufzte die Mutter und fasste Sabina an der Hand, »man wird dich doch nicht quälen, mein Kind.«

Sabina schüttelte aber die Hand ab, rutschte ganz an den Rand des gepolsterten Sitzes, schloss die Augen und tat, als sei sie sogleich eingeschlafen. Da spürte sie wieder eine Hand auf ihrer Schulter, viel zu lastend, es war, sie wusste es, die des Vaters. Sie fuhr auf und schrie: »Lass mich!« Das Gewicht verschwand, es fiel von ihr ab wie etwas Totes, Schlaffes, sie lachte laut, hysterisch nannten sie es, das wusste sie. Sollte sie miauen wie eine zornige Katze? Sie tat es und hörte das langgezogene »Ach« der Mutter. Vom Vater hörte sie nichts.

Eine Tür wurde geöffnet, Sabina fühlte sich hinausgedrängt, eine stämmige Pflegerin in weißer Tracht mit weißer Haube gehörte nun auch zum Trupp, sie war kräftiger als Sabina und stieß sie vorwärts in einen Raum. Alles weiß, erbarmungslos weiß. Man nötigte die Patientin auf einen Stuhl mit harter Rückenlehne. Da war Leder hinter ihr, das mochte sie nicht, Leder stammte von Tieren.

»Ich will anderswo sitzen«, quengelte sie. »Versteht ihr, anderswo!«

Sie begann laut zu schluchzen; nun habe ich mein Repertoire durchgespielt, dachte sie. Oder doch nicht? Sie glitt vom Stuhl, warf sich auf den Boden. Der war härter als die Stuhllehne, aber sie achtete nicht darauf, lachte laut. Inzwischen waren zwei andere Pflegerinnen dazugekommen, gemeinsam versuchten sie, die Patientin zu bändigen. Sabina wehrte sich, sie hatte eine Kraft, die sie von sich gar nicht gekannt hatte. Man hob sie gemeinsam wieder auf den Stuhl, jemand versuchte, sie mit einem Riemen festzubinden, nun half sogar der Vater mit, und das war abscheulich. Sie wand sich, sie schrie.

»Wir tun Ihnen doch nichts«, verstand sie in mehreren Variationen.

Sie spielte ja Klavier, sie mochte Variationen und lachte wieder. Aber nun waren ihre Arme am Körper festgebunden.

»Doch, ihr tut mir weh«, jammerte sie und übertrieb den Schmerz.

»Hört auf«, sagte der Vater im Hintergrund, genau das hatte sie gewollt. Aber man hörte, wie gewöhnlich, nicht auf ihn. Er war nur in ihrer Kindheit ein Herrscher gewesen.

»Was macht ihr da?«, hörte sie plötzlich die sanfte Stimme eines Mannes.

Da war jemand lautlos eingetreten.

»Bindet sie los«, sagte der Mann.

Verlegene Stille, aber man gehorchte. Sabina atmete mit Vorsatz laut und keuchend; außerdem war sie nun wirk-

lich erschöpft. Sie blinzelte ins Helle, der Mann, der vor ihr stand, schien ihr übergroß, auch er trug einen weißen Kittel. Ein Arzt offenbar, jung noch, mit solchen wie ihm hatte sie in letzter Zeit genug zu tun gehabt. Aber er hatte ein gütiges Gesicht, die Augen waren von unbestimmbarer Farbe. Hellblau? Eher gräulich. Die Verwandtschaft mit »greulich« brachte sie zum Lachen, so gut beherrschte sie die deutsche Sprache, in der Gymnasialklasse war sie deswegen bewundert worden. Er stutzte, lächelte, das sah sie wohl, ein hübscher Mann, ungewöhnlich würdig für sein Alter.

»Wie ist die Farbe Ihrer Augen?«, fragte sie, was seine Erheiterung zu steigern schien.

»Warum interessiert Sie das?«, fragte er zurück und kniff nun seine Augen zusammen.

»Einfach so«, sagte sie.

»Sie werden es bestimmt herausfinden«, gab er zurück, eher scherzhaft als ernst. »Ich bin übrigens Ihr Arzt, Ihnen zugeteilt. Mein Name ist Jung, Doktor Jung.«

Das reizte sie zu einem weiteren Lachanfall. »Eben habe ich gedacht, Sie seien noch sehr jung. Und jetzt heißen Sie auch so.« Sein Lachen war weniger melodiös als ihres, leicht angespannt, fand sie. Ringsum blieb alles still, kaum ein Geräusch war zu hören außer der Unterhaltung zwischen den beiden.

»Ich bin wohl älter, als Sie meinen«, sagte er, nun ernsthaft, sogar leicht beleidigt, wie ihr schien.

»Sind Sie verheiratet?«, fragte sie und freute sich über seine sichtliche Irritation, seine Mundwinkel zitterten leicht. Sie sah nun, dass er eine randlose Brille trug, die ihn

älter machte, und einen dünnen Schnurrbart, der ihm nicht stand.

»Ja, das bin ich, Fräulein Spielrein. Aber die Fragen stelle ich, wenn Sie das bitte akzeptieren wollen.«

Sie tat, als ob sie ihn nicht verstanden hätte. Sie richtete sich halb auf. »Und ist Ihre Frau denn in froher Erwartung?«

Er schwieg, musterte sie abwartend; die Schwestern wagten kaum zu atmen; nur von einer, der jüngsten, kam ein Geräusch, das klang wie ein unterdrücktes Lachen.

Sabina sank zurück aufs Bett, sie murmelte etwas, die Wörter, die sie zustande brachte, wurden lauter, blieben aber unverständlich, dann hob und senkte sich ihr Körper in immer schnellerem Rhythmus. Doktor Jung gab einer Schwester einen Wink, sie legte eine Hand auf Sabinas Bauch, das beruhigte sie sogleich. Erst seit Kurzem wusste sie, wie Kinder entstanden, das hatte ihr die Mutter viel zu lang verheimlicht, und Sabina hatte eigene Theorien dazu fabriziert, die sie allesamt wieder verwarf. Eine Zeit lang war sie davon überzeugt gewesen, dass das Kind im Oberschenkel der Mutter, der ja bei vielen Frauen sehr ausladend war, entstand und dann herausgeschnitten wurde. In einem medizinischen Buch, das im elterlichen Bücherregal – nicht bei der Biologie, sondern listigerweise bei der Geographie – hinter anderen verborgen war, hatte sie die Antwort gefunden. Sie hatte sie geahnt, auch durch die Andeutungen der Schulkameradinnen, aber es hatte ihr gegraut vor der Vorstellung dessen, was da bei der sogenannten Kopulation zwischen Mann und Frau geschah, es war ihr gleichzeitig klar, dass die Brüder längst Bescheid wussten. Sie

hatte die Mutter damit konfrontiert, und diese hatte den Kopf gesenkt und sich herausgeredet, dass man eine junge Frau doch so lange wie möglich vor diesen Dingen verschonen müsse. Sabina, die schon ihre Menstruation hatte, sah das nicht ein und redete zwei Wochen lang kein Wort mehr mit der Mutter; der Vater blieb ohnehin bei solchen Dingen außen vor, obwohl er sie, wenn sie vorlaut gewesen war, auf den nackten Hintern geschlagen hatte, was mit der Zeugung in keiner Weise verbunden war.

Sie stellte sich den Doktor Jung vor, wie er auf seiner Frau lag und in sie eindrang, weil das beim Zeugungsakt offenkundig nötig war, und stöhnte dabei abwehrend auf.

Besorgt fühlte ihr die junge Schwester den Puls, und Doktor Jung fragte, ob ihr nicht gut sei. Doch Sabina beruhigte sich.

»Es ist nichts«, sagte sie mit klarer Stimme. »Gar nichts.«

»Wir sehen uns schon morgen wieder«, eröffnete ihr der Doktor, bevor er ging. »Wir sehen uns von nun an jeden Tag um elf. Ich wünsche mir, dass Sie um diese Zeit bereit sind, zur Konsultation in mein Besprechungszimmer geführt zu werden.« Dann stand er auf und verließ ohne Händedruck oder ein weiteres Zeichen den Raum, und Sabina kam sich plötzlich, zu ihrer eigenen Verwunderung, verlassen vor, obwohl sie ja flankiert war von ihren Eltern.

Sie war enttäuscht, sie hätte den Doktor gerne weiter herausgefordert. Das sollte man als junge gefügte Frau nicht tun; gerade deshalb tat sie es, sie konnte dem Zwang nicht entrinnen.

»Herr Doktor Jung«, sagte sie, völlig beherrscht in die Runde, »hätte mir gewiss geraten, was man bei hartnäckig-

ger Verstopfung tun kann.« Sie liebte die beiden deutschen vokalreichen Wörter, die sie hier aneinandersetzte, »hartnäckig« und »Verstopfung«, sie klangen fremdartig und anziehend, ganz anders als »Regen« oder »Besen«. Den Anwesenden im Konsultationszimmer schien für einen Augenblick der Atem zu stocken.

»Ich mag es nicht«, fuhr Sabina fort und achtete nicht darauf, dass die Mutter sich mahnend räusperte, »wenn der Stuhlgang« – auch eines dieser seltsamen Wörter – »ausbleibt.« Sie schaute provozierend in die Runde. »Oder ist Ihnen lieber, wenn ich von Scheiße rede?« Das Wort hatte sie von einer deutschsprachigen Klassenkameradin aus Rostow, die sich gerne derb ausdrückte; im Familienvokabular kam es nicht vor, aber alle wussten, was es bedeutete.

Es gehörte zu den Gepflogenheiten bei den Spielreins, dass jeden Tag bei Tisch, auf Geheiß der Mutter, eine andere Sprache geübt wurde. Am Dienstag war Deutsch an der Reihe. Sabina lachte auf und zog die Beine an, ließ wieder ihre Strümpfe bis über die Knie sehen, und die Mutter zog ihr den Rock so weit hinunter, wie es ging. »Lass mich«, fauchte Sabina, warf sich auf dem Stuhl herum und lachte gleich wieder. Ob Doktor Jung gegen sie Gewalt anwenden würde, wusste sie noch nicht, aber sie stellte sich gerne ihren heftigen Widerstand vor; seine Hände waren ungewöhnlich groß, beinahe derb.

»Es ist genug«, meldete sich die Älteste der drei Pflegerinnen zu Wort und wandte sich an die Mutter, deren gerötetes Gesicht von ihrer Verlegenheit zeugte. »Wir bringen Fräulein Spielrein nun in ein Einzelzimmer, dort kann sie sich beruhigen. Sie bleibt ja für die Dauer der Konsultatio-

nen hier im Hauptgebäude, ich werde das noch mit dem Herrn Doktor absprechen.«

»Wir haben einen Koffer mit Kleidern dabei«, beeilte sich die Mutter zuzustimmen, und der Vater nickte gravitatisch.

»Sie bekommt Anstaltskleidung«, sagte die jüngste Pflegerin leicht schadenfreudig.

Sabina fuhr auf, ihr Körper versteifte sich, sie gab einen Laut von sich, der wie ein Entsetzensschrei klang. »Das habt ihr mir nicht gesagt! Ihr seid Heuchler! Ihr wollt mich einfach loswerden!«

Die Mutter schüttelte schuldbewusst den Kopf. »Du bist ja oft gar nicht mehr zugänglich, Sabina.«

»Wenn Sie sich angemessen verhalten, Fräulein Spielrein«, mischte sich die Wortführerin ein, »werden auch wir Sie mit Anstand behandeln. Bitte fügen Sie sich unseren Anordnungen.«

»Rufen Sie den Doktor«, empörte sich Sabina, »er soll es mir persönlich sagen.«

Aber niemand achtete mehr auf ihren hervorgekeuchten Protest, der Vater hatte sich zur Wand gedreht, damit er nicht Zeuge der weiteren Demütigung seiner Tochter wurde. Denn nun umringten die vier den Stuhl, hoben Sabina, die den Widerstand aufgab, fachkundig mit längst eingeübten Griffen aus dem Stuhl, und führten, nein, trugen sie hinaus. Ein einziges Mal noch schrie Sabina auf dem Weg in ihr Zimmer auf, wild und triumphierend. Woher der Triumph kam, wusste sie nicht, aber er war da, heiß und überwältigend.

Zürich, Sabina in der Klinik Burghölzli

Sie schlief in dieser Nacht lange, fuhr aber einmal mit einem Schrei auf, weil sie sich von einer schattenhaften Gestalt bedrängt fühlte und fürchtete, ihre Eingeweide hätten sich rot verfärbt. Sie schickte die Nachtschwester, die herbeieilte – es war wieder die junge – zurück in die Wachtube, wie das hier hieß. Am Morgen wurde ihr ein Frühstück gebracht. Schwarzbrot esse sie nicht, sagte sie mit scharfer Betonung. Wortlos trug die Schwester das Tablett weg, kam aber wieder und legte mit leicht schadenfrohem Lächeln ein Kleid über das Bett, es war die weißgraue Anstaltskleidung, die man hier zu tragen habe, belehrte sie die Patientin.

»Ich nicht«, fuhr Sabina sie an. »Dieser grobe Stoff würde mich kratzen, das weiß ich im Voraus, und dann würde meine Haut feuerrot.« Sie lachte laut, blies die Backen auf und hielt den Atem an, sodass ihr Gesicht sich schon jetzt rötete.

Die Schwester – oder doch eher die Pflegerin? – unterdrückte ein Lachen und sagte: »Sie können ja Ihre Unterkleider anbehalten.«

»Das will ich aber nicht«, widersprach Sabina. »Ich spüre gerne weichen Stoff auf meiner geplagten Haut.«

»Geplagt?« Die Schwester schien verwirrt. »Warum geplagt?«

»Weil die Welt mich plagt, mein braves Kind«, erwiderte Sabina. »Dich denn nicht?« Mit einem Ruck zog sie ihr Nachtgewand, das die Mutter mitgebracht hatte, über den Kopf und stand nackt vor der Schwester da, sie wusste ja, dass sie schöne Brüste hatte. »Wie heißt du denn, mein Kind?«

Die Schwester senkte beschämt den Kopf und stammelte: »Das dürfen Sie nicht.« Sie war den Tränen nahe. Dennoch fügte sie mit kaum verständlicher Stimme hinzu: »Also gut, ich heiße Johanna.«

Sabina empfand plötzlich ihr gegenüber ein starkes Mitleid. »Ist ja gut, Johanna«, tröstete sie die Pflegerin, die bestimmt schlecht ausgebildet war. »Ich tue, was du willst.« Damit nahm sie die Anstaltskleidung vom Bett und streifte sie sich über den Kopf, fuhr mit den Armen in die Ärmel, schüttelte sie, bis der Stoff ordentlich über die nackte Haut fiel, fast bis auf den Boden. Sie wirbelte einmal um sich selbst, sodass sich der Rocksäum leicht hob. »Nun, wie sehe ich aus, liebe Johanna?«

Das Mädchen – es war doch noch ein Mädchen – war augenscheinlich in größter Verlegenheit und sagte nichts.

»So werde ich vor den Herrn Doktor Jung treten und ihn fragen, wie kleidsam er diese Tracht findet.«

»Das weiß ich nicht, Fräulein Spielrein. Aber er wird Sie auffordern, ein Unterkleid zu tragen.« Sie lächelte nun sogar, auf verschmitzte Weise, wie Sabina schien.

»Meinst du denn«, fragte sie, »er würde bemerken, dass ich keines trage? Das Kleid ist ja so hochgeschlossen, wie

es nur geht, es würgt mich beinahe.« Das stimmte natürlich nicht, aber damit hatte sie Johanna nun doch ein kleines, leicht gackerndes Lachen entlockt, und Sabina setzte sich würdevoll auf den Holzstuhl, einen der zwei, die zur Zimmerausstattung gehörten.

»Ich bringe Ihnen einen Tee«, sagte Johanna. »Etwas müssen Sie doch trinken.«

Sabina schüttelte den Kopf. »Eigentlich trinke ich nur Champagner.«

Johanna schien es die Sprache zu verschlagen.

Sabina lachte laut. »Jetzt habe ich dich hereingelegt, wie? Bring mir einen Krug Wasser und ein Glas, das reicht.«

Johanna nickte unsicher; ihre nun wieder verschlossene Miene verriet, dass sie aus dieser Patientin nicht klug wurde. Sie hatte die Tür schon geöffnet, da hielt Sabina sie mit einer Frage auf: »Welche Uhrzeit haben wir, liebe Johanna? Meine goldene Uhr, die mir der Teufel geschenkt hat, liegt unter der Matratze.«

Das Mädchen räusperte sich und sagte in Sabinas neuerliches Gelächter hinein: »Bald neun, glaube ich.«

Sabina mimte ein Erschrecken. »Oh, ich werde ja schon bald zu Herrn Doktor Jung gebracht. Für die erste Konsultation. Das ist wohl sehr feierlich. Ich muss mich jetzt vorbereiten. Geh nur.«

Johanna schloss leise die Tür hinter sich. Und Sabina hatte in der Tat das Gefühl, sie müsse sich so gut wie möglich auf die Konfrontation mit dem Doktor vorbereiten, allerlei Flucht- und Angriffswege überdenken, um ihn, den schönen Mann, zugleich zu verführen und zurückzuweisen. Er sollte ja nicht glauben, er sei ihr als junger Frau

von Natur aus – und durch seine Ausbildung natürlich – haushoch überlegen. Sie nahm sich vor, ihn in Verlegenheit zu bringen, aus seiner gütigen Ruhe herauszuscheuchen. Er sollte sie bloß nicht fragen, was ihre Zukunftswünsche seien, das behielt sie für sich. Sie hieß Sabina Spielrein, sie war Jüdin, und ihr war bewusst, dass der Familienname Anlass zu Spott und schmierigen Andeutungen gab. Damit musste sie leben. Genügte das denn nicht? Sie hätte jetzt, wie schon so oft, gerne über Zauberkräfte verfügt und sich in eine Katze verwandelt, und wäre in dieser Gestalt zum Herrn Doktor gegangen, stolz, mit erhobenem Schwanz.

Sie zog sich wieder um, schlüpfte in ihr rotes Sonntagskleid, das ihr die Mutter zum Glück ebenfalls in die große Ledertasche gepackt hatte, auch ein paar unverdächtige Bücher hatte sie eingepackt, damit es der verwirrten Tochter nicht langweilig würde, *Pride and Prejudice* von Jane Austen war dabei, wohl eine Aufforderung an die Tochter, ihr unverständliches Verhalten zu bereuen. Da hielt sie sich lieber an *Madame Bovary*, von der ihr die Mutter streng abgeraten hatte. Deshalb hatte Sabina es sich heimlich von einer Mitschülerin ausgeliehen und zuunterst ins Gepäck geschmuggelt, unter den Knäuel der wollenen Strumpfhose, die sie hasste. Sie hatte aber gar keine Lust zu lesen, schaute sich dafür sehr lange im kleinen und trüben Spiegel an, der immerhin an der Wand hing, von einem darüber hängenden Schal halb zugedeckt. Den Schal legte sie sich um den Hals und hielt eine Weile ihr eigenes Spiegelbild aus. Sie war überhaupt nicht schön, wie bestimmte Männer behaupteten, die Nase zu schief, das Kinn zu eckig, sie schnitt eine Grimasse, das hatte sie schon als kleines Kind gelernt,

sie wusste, dass man damit Leute erschrecken oder in die Enge treiben konnte, aber bestimmt nicht Herrn Doktor Jung. Wobei sie es ja versuchen konnte. Jetzt erprobte sie ein schnippisches Lächeln und zog die Augenbrauen hoch, um interessant und klug zu wirken. Sie wusste, dass dies junge Männer verwirrte. Mittelalterliche auch?

Sie konsultierte ihre Taschenuhr, die sie auch mitgeschmuggelt hatte. Es dauerte noch lange bis elf. Sie las ein paar Seiten in Flauberts Roman, sie merkte rasch, dass die Anfangsszene sie langweilte. Also schob sie den Lesestuhl ans Fenster, schaute hinaus in die ebenso langweilige Parklandschaft, über der ein bedeckter Himmel hing, sie sah Frauen in der Anstaltstracht auf gekiesten Wegen hin und her wandern, allein oder zu zweit, einige schleppten die Rocksäume über den Boden, das fand Sabina entwürdigend. Sie hatte Lust, mit beiden Fäusten an die Scheiben zu trommeln oder das Fenster aufzureißen und ihre Missbilligung hinauszuschreien. Sie tat es aber nicht. Sie sollte, hatte ihr ein Arzt in Rostow geraten, nicht jedem Impuls nachgeben, damit schade sie ihrer geistigen Gesundheit. Außerdem, das hatte sie schon herausgefunden, war das Fenster mit einem Schlüssel zugesperrt. Rütteln nützte nichts, die Scheibe zerschmettern könnte sie später einmal, falls nötig. Sie schaute auf den Sekundenzeiger ihrer Uhr – Viertel vor elf nun – und überlegte, ob die Zeit schnell oder rasch verging. Hätte sie, ging ihr durch den Kopf, einen Lippenstift dabei, würde sie ihn jetzt benutzen, sie war ja schon fast neunzehn, in einem Alter, da andere Frauen verheiratet waren und Kinder hatten. »Das sind«, hätte die Mutter auf ihre sachliche Weise gesagt, »Frauen unter unserem Stand. Bei uns wartet man auf die an-

gemessene Partie, und das kann gut bis Mitte zwanzig oder länger dauern.« Da hatten sie Russisch gesprochen, das klang weniger geziert. So vieles musste in diesem Haushalt heimlich geschehen, wenn man eine junge Frau war. Die Brüder genossen alle möglichen Vorrechte. Das hatte sie satt, aber sie wusste jetzt, wie man die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Um fünf vor elf kam die Schwester herein. Johanna hatte mehrfach geklopft, und Sabina hatte nicht reagiert, weil die bevorstehende Visite sie nun doch bedrückte, aber das hätte sie niemandem eingestanden.

»Es ist Zeit«, sagte Johanna. »Wollen Sie wirklich in diesem Kleid ...« Sie brach ab, und Sabina nickte: »Ja. Aber du hast wohl auch keinen Lippenstift, oder?«

Johanna errötete. »Nur für den Sonntag«, brachte sie verlegen hervor. »Ich habe ihn nicht dabei.«

Sie ging voraus, Sabina folgte ihr mit absichtlich kurzen Schritten, die Schuhe passten nicht zum Kleid, die hätte sie auch wechseln müssen, die Mutter hatte doch eigentlich an alles gedacht. Sie gingen durch lange Gänge, in denen es überall ähnlich roch, nach abgestandener Luft und Gemüsesuppe, nach Bohnerwachs. Hier sollte man regelmäßig lüften, dachte Sabina. Von allen Seiten glaubte man ein Murmeln zu hören. Ja, lüften! Das war wieder eines der deutschen Wörter, die sie liebte. Sie kamen vor eine massive Tür, Johanna klopfte erstaunlich kräftig an die Tür. Es dauerte eine Weile, bis sie sich öffnete. Vor ihnen stand Doktor Jung. Er überragte die beiden Frauen um einen Kopf, beugte sich, nach einem erstaunten Blick auf Sabinas Kleid, ein wenig zu ihr herunter: »Treten Sie ein, Fräulein Spielrein. Schön, dass Sie so pünktlich sind.«

Johanna war nach einem kurzen Gruß schon wieder weg.

»Sie sind«, sagte Sabina, »sehr groß und ausgestattet mit einem breiten Brustkasten.«

Jung schaute sie verblüfft an. Dann lachte er. »Stört Sie das?«

»Nein, mich nicht. Aber Ärzte für Nervenleiden sollten nicht so großgewachsen sein. Es wirkt sonst einschüchternd auf die Patienten. Oder nicht?«

»Es kommt darauf an.« Jung lud sie mit einer Handbewegung zum Eintreten ein und wies ihr einen Sessel zu, setzte sich dann auf seinen Stuhl. Zwischen ihnen stand ein mit Papieren überladener Schreibtisch.

»Sie sprechen ausgezeichnet Deutsch, fast ohne Akzent«, sagte Jung nach einem Schweigen, das schon fast beklemmend wurde, aber vom Arzt, der wieder helle Kleidung trug, offenbar erwünscht war.

Sabina bemühte sich um Höflichkeit. »Ich liebe Sprachen«, sagte sie. »Ich möchte möglichst viele sprechen. Und in jeder etwas anderes sagen.«

Jung schaute sie forschend an. »Was denn?« Seine Stimme klang leicht belegt, das reizte sie.

»Ach, Herr Doktor« – sie rekelte sich ein bisschen –, »das sind meine Geheimnisse. Die gehen niemanden etwas an. Verstehen Sie?«

»Wie geht es Ihnen denn?«, fragte er übergangslos.

Sie tat, als überlege sie genau, flüsterte dann, wie wenn es ein Geheimnis wäre: »Mal gut, mal schlecht. Aber eigentlich weiß ich es nicht. Wissen Sie es von sich?«

Er lächelte, griff kurz an seinen Brillenrand. »Einigermaßen, mein Fräulein. Aber das ist nicht unser Thema.«

Sie versuchte, seinen forschenden Blick nachzuahmen.
»Das Thema bin also ich?«

»Eindeutig. Das ist unser Arrangement, wenn Sie so wollen.«

»Und wenn ich nicht will?«

»Dann werden Sie Ihre Eltern enttäuschen.«

»Und Sie auch?«

Er lächelte wieder, ihn zum Lächeln zu bringen, war ihre Absicht gewesen. »Das weiß ich noch nicht. Aber erzählen Sie doch zunächst, warum Sie hier sind.«